

Nr. 172. Bromberg, den 30. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Um so liebenswürdiger aber wollte sie sein. Doch ehe sie dazu kam, etwas zu sagen, sprach Donna Victoria. Sie verstand es ausgezeichnet, sich in Szene zu setzen. In fließendem Französisch sagte sie mit etwas hochmütiger Freundlichkeit:

„Wollen Sie Mademoiselle meine Karte geben? Ich möchte ihr meine Aufwartung machen."

Friede begriff im Augenblick nicht. Was sagte die Frau da? Dann erst verstand sie. Sie wurde rot vor Ärger. Sah sie etwa aus wie ihre eigene Zofe, daß Donna Victoria bat, sie zu melden? Finster sah sie Donna Victoria an, und wieder fiel ihr irgend etwas an dem ruhigen, gleichmäßigen Gesicht der schönen Frau auf, was ihr ungemein bekannt vorkam. Aber zum Überlegen war jetzt keine Zeit. Sie hielt den erneut aufsteigenden Ärger mühsam zurück. Verbindlich sagte sie:

„Ich bin selbst Friede von Stetten, Donna Victoria. Wie freundlich von Ihnen, mich aufzusuchen."

„Oh, tausendmal Verzeihung, Senorita." Etwas wie übertriebene Bestürzung kam in Donna Victorias Gesicht. „Ich konnte nicht ahnen — ich wußte nicht, daß die deutschen Damen sich so überaus zurückhaltend kleiden."

Friede zuckte zusammen. Das war der zweite Hieb. Aber Donna Victoria ließ sie nicht zu Worte kommen:

„Sie gestatten doch", schon glitt sie in einen der tiefen Seidensessel. Dann schaute sie Friede lächelnd an:

„So also sieht die gefährlichste Gegnerin aus, die ich je zu bekämpfen hatte? Wenn sie als Reiterin so sanft sind, wie Sie aussehen, Mademoiselle, wird mir sicherlich der Sieg zufallen."

Friede hatte sich innerlich gefaßt. Diese schöne Frau schien aus lauter Arroganz zusammengesetzt. Aber sie wollte ihr nicht den Gefallen tun, sich dadurch verletzt zu zeigen.

„Man soll niemals nach dem Äußeren urteilen, Donna Victoria — abgesehen von bestimmten Zufällen", sagte sie. Es lag eine kleine Anzüglichkeit in ihren Worten. Denn sie war sich plötzlich klar darüber geworden, woher sie Donna Victoria kennen mußte. Die schaute sie ein wenig unruhig an. Friede fuhr aber schon fort:

„Sind wir beide denn nur als Konkurrenten beim Turnier?"

„Als Reiterinnen vom Format sicherlich. Dios Mia, was sonst nicht mitmacht."

Victoria entnahm mit lässiger Grazie ihrer Tasche ein großes goldenes Zigarettenetui, knipste es auf und bot es Friede dar.

Das war der dritte Streich, dachte Friede innerlich. Eigentlich hätte ich ihr ja Zigaretten anbieten müssen.

„Danke, Donna Victoria," sagte sie, „ich rauche nicht."

„Ach so, ich vergaß, die deutschen Frauen sind darin noch sehr hausbacken und finden es unpassend, zu rauchen."

„Unpassend nicht, aber nicht unbedingt nötig, Donna Victoria." Diese Entgegnung kam nun doch etwas scharf.

Donna Victoria ließ sich nicht stören. Sie zündete sich gewandt eine der fast schwärzlichen Zigarillos an.

„Sie fragten, ob sonst noch Reiterinnen vom Format bei dem Turnier sein werden, Senorita? Ach nein. Was sonst noch groß dabei ist — Dutzendware, Mademoiselle. Nur wir beide werden uns gegenüberstehen — wie Brunhild und Kriemhild, so heißen die Göttinnen doch wohl? Eine kleine Deutsche hat mir einmal von ihnen erzählt."

Friede begann, sich über die schöne Mexikanerin zu amüsieren. Es hatte gar keinen Sinn, sich zu ärgern, man mußte dieses ganze Intermezzo nicht tragisch nehmen.

„Wird man Sie beim Training beobachten dürfen, Mademoiselle?" Victoria gab keine Gelegenheit, die Frage nach den „Göttinnen" Kriemhilg und Brunhild zu beantworten.

Friede lag auf der Zunge zu sagen: Schauvorführungen, während der Arbeit, machen eigentlich nur Professionals, Donna Victoria. Doch sie hielt sich noch rechtzeitig zurück.

„Gewiß, wenn Sie ein persönliches Interesse daran haben, mich mit Fanfare arbeiten zu sehen, Sie erweisen dem Tier und seinem Pfleger so liebenswürdige Gastferundschaft, daß ich mich freue, Ihnen gefällig sein zu können. Kommen Sie bitte jederzeit, wenn ich trainiere, in die Halle."

„Und Don Luis — würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn er mich begleitet?"

„Don Luis, das ist wohl Ihr Herr Gemahl?" Friede hatte im Augenblick völlig vergessen, daß Potosi mit Vornamen Luis hieß.

Ein funkelnder Haßblick kam aus den Augen der Mexikanerin. Was war diese Deutsche doch für eine Komödiantin? Und außerdem so abgebrüht, daß man sie durch nichts aus ihrer Ruhe bringen konnte. Aber sie wollte ihr schon alles heimzahlen, was sie um ihretwillen gelitten.

„Sie müssen verzeihen, Senorita, wenn ich Ihnen etwas neugierig erscheine. Ich habe von deutschen Verhältnissen gar keine Ahnung, ich bin wirklich begierig, durch Sie einiges von deutschen Sitten zu erfahren. Sagen Sie Mademoiselle de Stetten, in Deutschland werden wohl die Pferdeburschen bevorzugt behandelt? Damit sie besonders interessiert an den Tieren ihrer Herrschaft sind und Fremden keine Auskünfte geben?"

Friede begriff im ersten Augenblick nicht, worauf sich Donna Victorias Worte bezogen. Aber der haßvolle Blick aus den samtschwarzen Augen war der Verräter. So hatte der junge Mensch sie angesehen, der sich gestern in Fanfares Stall zu tun machte. Jetzt wußte sie, was ihr an dem Gesicht der schönen Donna Victoria so unheimlich bekannt vorgekommen war. Die böse blickenden Augen — das waren die gleichen des Pferdeburschen. Das ovale Gesicht, von der Schirmmütze bis tief in die Stirn hineinverdeckt, war gleichfalls unverkennbar. Donna Victoria schämte sich also nicht, als Stalljunge Spionage zu treiben.

Gut, daß ich das weiß, dachte Friede. Jetzt hatte sie ihre Revanche.

„Sie haben schon einen erwachsenen Sohn, Donna Victoria?" fragte sie freundlich.

Donna Victoria sah geradezu beleidigt auf:

„Wie kommen Sie zu dieser merkwürdigen Annahme, Mademoiselle?"

„Weil ich gestern im Stall meines Pferdes einen jungen Menschen entdeckte, der Ihnen so unglaublich ähnlich sah, daß ich beinahe glaube, nur sie selbst können es gewesen sein, wenn Sie keinen Sohn besitzen. Aber eine Dame wie Sie verkleidet sich doch nicht als Junge, um irgend etwas zu belauschen, nicht wahr, Donna Victorina?"

Dunkle Röte überglühte das Gesicht der Mexikanerin. Aber blitzschnell hatte sie sich wieder gefaßt, während Friede geruhsam ihren Triumph genoß. Denn die Verlegenheit der Gegnerin war so groß gewesen, das Friede fühlte, sie hatte eins Schwarze getroffen. Aber Victoria gab sich nicht geschlagen:

„Mille fois pardon, Mademoiselle", entschuldigte sie sich geschmeidig. „Da hat sich mein junger Vetter Miquel seine Neugier nicht länger beherrschen können und sich zu ihrer Fanfare in den Stall geschlichen. Sieht mir ähnlich wie ein Ei dem anderen, der dumme Junge. Ich werde ihn mir zu Hause tüchtig vornehmen. Seien Sie nicht böse auf ihn, Mademoiselle."

„Aber gewiß nicht", lachte Friede. Sie war jetzt direkt guter Laune. Sie zweifelte keinen Augenblick länger daran, Donna Victoria als Spionin blamiert zu haben. Gut, rechtzeitig zu wissen, welch gefährliches Spiel Senor Potosis Freundin spielte!

*

14. Kapitel.

Friede fuhr sofort nach diesem Besuch zur deutschen Gesandtschaft, um den Rat des Konsuls von Walther zu befolgen. Nur wenn sich ein zweiter Mann regelmäßig mit Spatz abwechselte, schien ihr Fanfares Sicherheit gewährleistet zu sein. Der Presseattaché, der in Abwesenheit des Gesandten die Legation führte, empfahl ihr Albert Käsbier, einen Schlesier, bis vor kurzem Vorarbeiter auf der Hazienda „Zu den drei Korkeichen". Es hatte Käsbier auf dem Lande nicht länger gefallen. Nun wollte er sein Heil in der Stadt versuchen. Mit erstklassigsten Zeugnissen aus den verschiedensten Ländern ausgerüstet, war er vor ein paar Tagen auf der Gesandschaft erschienen mit der Bitte, ihm behilflich zu sein. Noch am Abend meldete sich Käsbier bei Fräulein von Stetten.

„Ne ock, ne ock, wenn Sie weiter nischte nich von mir wullen, wie daß ich Ihnen Ihr Pferd bewachen tu, dafür kann ich nicht viel verlangen", meinte er treuherzig. Er war sehr glücklich, als Friede meinte:

„Hier geht's nicht um die Arbeit, Herr Käsbier, sondern um die Zuverlässigkeit."

Mit Spatz schloß Käsbier sehr bald Freundschaft.

„Werden uns schon gutt vertragen, Jungerle, was? Und uffpassen, daß das gutte, dumme Luder von Pferd sein Recht kriegt. Was mich anbelangt" — er krempelte die Arme seines sauberen Sporthemdes hoch und ließ Spatz das Spiel seiner Armmuskeln sehen — „bei mir ist die Mähre gutt aufgehoben. Wer ihr zunahe will", er ballte die Faust.

Zufrieden kehrte Friede in das Hotel zurück. Die drückende Sorge war von ihr genommen, nun konnte sie in Ruhe an die Einrichtung einer deutschen Reitschule gehen und mit ihren Unterrichtskursen beginnen.

„Fanfare bekommt das Klima viel besser, als ich geglaubt habe", sagte sie eine Woche später zu Don Luis Potosi, als sie ihm beim Abendessen in dem marmornen, wohl temperierten Speisesaal des Cardenas gegenübersaß. „Sie können die Nennungen zum Turnier für heute in vier Wochen ausschreiben lassen. Dann kann ich noch im Oktober die Heimreise antreten. Ich muß ehrlich gestehen, daß ich schon jetzt tüchtiges Heimweh habe."

„Ahora, ahora, Senorita! Nicht so stürmisch, nicht so stürmisch! Sie kennen unser schönes Land noch gar nicht, und schon sprechen Sie wieder von der Heimreise. Ich hoffe auf die Möglichkeit, Ihnen meine Heimat auf einer ausgedehnten Autofahrt zeigen zu dürfen. Die Ölfelder von Tampico, die Präriе mit ihren Millionen von Rindern, Pferden, Schafen — vor allem, die Denkmäler von Mexikos großer, uralter Vergangenheit."

Er begann ihr Mexika in glühenden Farben zu schildern. Versonnen hörte Friede zu. So konnte Potosi sie unentwegt betrachten. Seine Augen ruhten verlangend auf der schönen schlanken Gestalt. In ihrer leuchtenden Blondheit zog sie alle Blicke auf sich. Unbeschreiblich jung und anmutig sah sie in ihrem rosa Tüllkleid aus, daß in Rüschen und Falbeln an ihr niederfiel, den schlanken Hals, die Schultern freilassend.

Im Gegensatz zu der überladenen Tracht der mexikanischen Damen war Friede völlig schmucklos. Nur der große Solitär, den ihre Mutter als Verlobungsgeschenk von ihrem Vater erhalten, glänzte an ihrer Rechten. Sie wußte nicht, daß diese mädchenhafte Einfachheit ihrer ganzen Erscheinung für die Männer hier ein ungewohnter, aufpeitschender Reiz war, daß sie keinen Blick mehr hatten für die dunkeläugige, geputzte Schönheit der einheimischen Frauen hier.

Potosi erzählte weiter:

„Kein Gedanke, daß Sie von Mexiko abreisen, ohne es wirklich kennen gelernt zu haben. Senorita. Vor allen Dingen müssen Sie mit mir nach Yucatan." Er verstand so plastisch zu schildern, daß Friede alles vor sich zu sehen glaubte. Vor ihrem Geist erstanden geradezu plastisch die herrlichen Ruinen der Mayazeit. „Das alles müssen Sie sehen, Senorita", beteuerte Potosi. „Da ist zum Beispiel ein alter Herrscherpalast. Um zu ihm zu gelangen, muß man über eine weite, einsame Steinwüste dahinwandern. Im Auto geht das natürlich ohne die geringsten Schwierigkeiten. Dann ein alter Kaiserpalast, die schneeweiße Fassade unter dem blauen wolkenlosen Himmel noch so völlig erhalten, als sei sie soeben erst errichtet.

Oder wir sehen uns zuerst die Ruine des Kriegertempels in Chenich Itza an, Senorita. Da gibt es keinen Stein, der nicht mit herausgemeißelten Figuren übersät ist, riesige Quadern und einer wie der andere übereinandergefügte Meisterwerke der Bildhauerkunst. Jahrtausende sind diese Schöpfungen alt. Dicht dabei liegt ein riesiger, pyramidenartig angelegter Friedhof, überdimensional groß. Es ist wohl das größte Grabmal aller Zeiten, diese Grabruine, dieses Totenmal der Maya. Auf seinem abgeflachten Dach haben früher dort oben Feuer zu Ehren der Inka-Götter gelodert. Sie sollen bis zu der benachbarten Insel Cozumel hinübergeleuchtet haben, diese Feuer, zum Ruhm der Götter. Nach Taxco, um eine Kirche zu sehen, wie es sie nur einmal auf der Welt gibt. Sie sind gläubig, Senorita, Sie haben ein frommes Herz, das sehe ich Ihren Augen an. In stiller Erbauung werden Sie vor dem Wunderwerk stehen. Im achtzehnten Jahrhundert hat ein Minenbesitzer aus Frankreich ein Gelübde geleistet, er hieß Jean de la Borda, der Mutter Gottes eine Gebetstätte errichten zu lassen, wenn seine Pläne glücken. Oh, Senorita, so etwas Herrliches! Marmor und Gold und Silber — keine Kostbarkeit, die nicht beim Bau dieses Gotteshauses verwendet wurde. Und ich stifte ein brillantenbesetztes Herz der Santa Virgin, wenn Sie und ich, Senorita . . ."

Bis jetzt hatte Friede geradezu atemlos den glühenden Schilderungen Don Potosis gelauscht. Ja, das mußte eine Wunderwelt sein, so herrlich, daß man nicht Zeit noch Mühe scheuen durfte, sie kennen zu lernen. Niemals würde ihr so etwas wieder geboten werden; so etwas zu schauen, war nur wenigen Menschen vergönnt. Und sie wollte einer dieser wenigen sein. Aber die letzten Worte Potosis, „wenn Sie und ich, Senorita . . ." weckten sie plötzlich auf. Da war irgendein Unterton. Der hatte nichts mehr zu tun mit dieser begeisterten Schilderung von Potosis mexikanischer Heimat. Da war etwas anderes darin, etwas Leidenschaftliches, das galt ihr selbst. Ein kühler Schreck brachte sie in die Wirklichkeit zurück.

Sie wußte, daß sie mit diesem Manne weder nach Yucatan noch nach Guerrero, ja nicht einmal über das Weichbild von Mexiko-City hinaus allein fahren würde. Leise seufzte sie auf. Wenn man die Schönheiten der Natur sehen könnte, Seite an Seite mit einem geliebten Menschen, der einem Beschützer war, der einen hielt, mit dem man alles austauschen konnte, was man an Eindrücken erlebte. Das mußte schön sein. Aber das war ihr nun einmal nicht beschieden. Es hatte keinen Sinn, sich in diese Träumereien zu verlieren. Sie hatte hier an nichts zu denken als an ihr Turnier und den Unterricht, mit dem sie morgen beginnen wollte.

Am anderen Morgen war sie schon früh auf den Beinen. Sie gab die erste Unterrichtsstunde in ihrer neugegründeten deutschen Reitschule, die nach ihrer Abreise von einer jungen Landsmännin weitergeführt werden sollte.

Donna Victoria verfolgte alles, was Friede unternahm, mit gehässiger Neugier. Über alles und jedes wollte Sie unterichtet sein. Vor allem darüber, wie oft Don Potosi in der Reitschule Zuschauer war. So hatte sich denn Donna Victorias Stallknecht Leonardo auf ihren Befehl bei Friede um den Posten eines Dolmetschers beworben. Friede war das gar nicht unlieb, denn um die deutschen Komandos in reines mexikanisches Spanisch zu übertragen, dazu gehörte ein Fachmann, der alle drei Sprachen leidlich beherrschte. Leonardo war zunächst über Donna Victorias Befehl sehr unglücklich. Seitdem die schöne Frau nicht mehr mit Don Claudio, ihrem Gatten, und ebenso wenig mit Don Luis ihre morgendlichen Spazierritte nach Salazar unternahm, durfte Leonardo sie begleiten. Sie wußte sehr wohl, daß Leonardo sie leidenschaftlich verehrte. Bei ihrem unbändigen Willen, alle Männer in sich verliebt zu sehen, machte es ihr Spaß, den jungen heißblütigen Menschen mehr und mehr in ihre Netze zu verstricken. Sie konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn sie wollte. Sie konnte aber auch ebenso grausam sein. Sie wußte, daß Leonardo mit eifersüchtigen Augen jeden ihrer Schritte mit ansah. Und es gewährte ihr ein besonderes Vergnügen, diese Eifersucht in dem einfachen Burschen bis auf das Höchste aufzustacheln. So behandelte sie Leonardo zuweilen, als wäre er ihresgleichen. Sofort aber, wenn er wagte, über die Schranken zu gehen, ließ sie ihn hart an und zeigte ihm, daß sie die Herrin war. So hatte sie ihm auch befohlen, Dolmetscher für Friede in deren Lehrstunde zu werden.

„Wenn Sie mir dann erzählen können, wie diese Deutsche ihr Pferd behandelt, dann werde ich mich erkenntlich zeigen, Leonardo", hatte sie dem jungen Burschen mit ihrem lockendsten Lächeln gesagt. „Vielleicht kann ich von der Reitkunst der Deutschen noch manches lernen. Und Sie wünschen mir doch den Sieg über diese Deutsche?"

Die Augen des jungen Menschen funkelten:

„Das wissen Sie, Senorita! Die deutsche Senorita darf niemals siegen. Die Schande, daß eine Fremde den goldenen Pokal von Mexiko gewinnt? Niemals, ich werde alles tun, was Sie wünschen."

„Es soll ihr Schaden nicht sein, Leonardo."

(Fortsetzung folgt.)

Der Reiseplan.

Skizze von **Ludwig Schulte.**

Der Amtmann Georg Sörgel, ein bücherseliger Herr, wanderte nach einem genau vorbereiteten Reiseplan durch den Taunus.

Lorch und das Wispertal lagen hinter ihm. Gestern hatte er vom Neroberg Wiesbaden gesehen, wie es sich vieltürmig aus Grünflächen und Bauminseln hob. Nun stand er auf grauem Schieferpfad über schattigen Apfelwiesen und schaute abschiednehmend Idstein an: die Stadt im Goldenen Grund. Der Hexenturm trotzte herüber, saubere Fachwerkhäuser blinkten im Mittagslicht, und von der Stadtkirche erklang das Sonntagsläuten. Sörgel dachte an ihre zirkelstrengen Deckengemälde und an den Barockaltar. Er dachte noch einmal an ihren kundigen Küster und auch mit schmunzelndem Behagen an den gesprächigen Wirt im blanken Gasthof, der ihn gern für einige Tage behalten hätte. Gewiß, das braune Bier hatte ausgezeichnet gemundet, die kräftige Hausmacherwurst war gut . . .

Doch die Losung dieses Sommerurlaubes hieß: sehen, sammeln, sichten.

Sörgel wandte sich darum nach Osten, den ragenden Heftrich zu umgehen, um durch prächtigen Mischwald ohne Hast vor Abend nach Königstein zu gelangen. Er überquerte einige Stoppeläcker, strich an Rübenfeldern und schwellenden Kleestücken vorbei und traf vor einer Tannenschonung auf einen einsamen Wanderer. Ihn fragte er grüßend nach dem kürzesten Weg.

„Ich gehe eine Weile mit Ihnen." Nanu! dachte Sörgel und hob den Kopf. Bald schon entwickelte sich ein Gespräch, und ohne derbe Neugier erfuhr der Amtmann den Beruf und die Lebensumstände seines offenherzigen Gefährten. Der war Weißbinder, Anstreicher also. Jeden Sonntag besuchte er seine Freunde im Wald, die sich dort ein Wochenendhäuschen errichtet hatten. Das war eine besondere Sache mit den Freunden und dem Häuschen!

„So?"

„Natürlich, wir kommen gleich hin, dann will ich Ihnen alles zeigen und erklären", sprach der Weißbinder, und Stolz schwang in seiner Stimme . . .

Als sich der Amtmann mit den Freunden seines Begleiters bekanntgemacht hatte, einem Schuhmacher, einem Schmied und einem Polsterer, dem der Schalk aus den schnellen Augen zwinkerte, betrachtete er wohlgefällig den schlichten Reichtum dieser Leute.

Das Tal begann hier oben unvermittelt im spitzen Winkel und öffnete sich in einen weiten Grund. Der Raum zwischen den Lehnen wurde von einem kleinen Garten eingenommen. Unter den Bäumen des nahen Waldes standen zwei roh gezimmerte Hütten. Sie enthielten Feldbetten, Tische, Bänke und das notwendige Geschirr. Eine Feuerstelle, aus Bruchsteinen kunstvoll gemauert, lag am Fuße einiger sorgsam getreppter Gemüsebeete und diente als Herd. Eine Quelle war gleichfalls geschickt mit Steinen gefaßt und in ein Tonrohr geleitet worden. Selbstverständlich mußte Sörgel das klare Wasser kosten.

„Gelt! Fein, was? Sehen Sie her, so war das Gartenstück früher." Am Hang zum Fahrweg spreizten sich Schlehensträucher, gerodete Weißdornbüsche und Brombeerranken in verkraustem Wirrwarr. „Hier war es vordem undurchdringlich wie in einem Urwald. Das meiste haben wir schon verheizt, das ist der Rest."

„Ja, man soll es nicht glauben", erwiderte Sörgel im Beginnen, die Arbeit der Männer zu bewundern. „Ist das Land ihr Eigentum?"

„Nein, gepachtet haben wir es. Eine Mark Zins im Jahr." Die Runde lachte dröhnend, am lautesten der Schmied.

„Eine Mark?"

„Die Geschichte müssen wir Ihnen erzählen. Die Parzelle hier gehört der Stadt. Bei der Versteigerung stand kein Gebot darauf. Wer wollte für wertloses Gestrüpp sein gutes Geld hergeben? Da hat mein Freund Wilhelm" — der Sprecher zeigte auf den Weißbinder — „aus Ulk eine Mark geboten. Man hat ihn ausgelacht und gefoppt. Er aber hat den Zuschlag doch bekommen."

„Und wie sie die Wüste verwandelt haben, sieht man." Sörgel ließ seine Blicke anerkennend über den gepflegten Garten und seine liebevolle Ordnung gleiten.

„Wir werden noch weiter schaffen", sagte der Schuhmacher. „Der Bürgermeister ist schon mal bei uns eingekehrt und hat unsere Arbeit gelobt. Die früher geunkt haben, trotten jetzt neidisch vorbei und spinksen scheel über den Zaun. Wir haben noch keinen von ihnen eingeladen. Das hier ist unser Reich." Man nickte Beifall.

„Mittagessen!" rief der Polsterer, der zurückgeblieben war, den Tisch zu bereiten. Georg Sörgel, der Amtmann mit dem Reiseplan, ungelenk, doch herzlich an die lustige Tafel gebeten, zauderte nun nicht mehr. Er aß zwar mit angezogenen Ellenbogen, doch saß er voll vergnügten Staunens inmitten der Leute, die ihn unbekümmert aushorchten. Und er berichtete ohne Scheu von seinem Wirken und seinen Wünschen. — Es gab eine steife Kartoffelsuppe mit Gemüseallerlei und gehacktem Rindfleisch. In seiner Freude über den gastfreien Empfang und das merkwürdige Erlebnis griff Sörgel in den Rucksack, holte einen Kranzkuchen heraus, den er am Tage vorher als Sonntagsbrot gekauft hatte, und schnitt jedem ein Stück zur Nachspeise, daß nichts mehr übrig blieb. Man plauderte, rauchte und genoß die Plauderstunde. Der Amtmann erfuhr, daß der Jagdpächter zuweilen die Hütte benutze und den Männern vollauf vertraue, da sie ihm das Wild nicht vergrämten.

Am Nachmittag kamen sogar die Frauen und Kinder heraus. Als der Wanderer endlich und ungern an den Aufbruch dachte, beschied man ihm, daß es schon zu spät sei, den Weg fortzusetzen. Man forderte ihn ohne Umstände zum Bleiben auf. „Ja, ja! Aber mein schöner Plan, wissen Sie!" Sörgel konnte es nicht verwinden, noch einmal durchzuprüfen: sicherlich ließ sich ein Tag Verlust wieder aufholen. Nach kleinem Widerspruch und Zweifel, die man unbedenklich auszuräumen trachtete, willigte er ein.

Am Abend machte er in einer Hütte mit Hilfe der Männer sein Laublager zurecht. Man verabschiedete sich und ließ es an festem Händedruck und guten Wünschen nicht fehlen. Sörgel blieb allein im schweigenden Wald. Un-

kundig der Geräusche solcher Nacht, lauschte er in das fremde Dunkel hinaus. Eine seltsame Lust erfüllte sein Herz, gebändigte Sehnsucht dieser einsamen Stunde stimmte ihn heiter wie ein Kind. Über den schwarzen Buchenwipfeln wölbte sich ein klarer Himmel, durchflochten vom funkelnden Geäst der Sterne. Spät schlief er ein.

Als er am Morgen die Augen aufschlug, erweckt von Vogelsang und den Lauten der Frühe, fand er sich schnell in das Geschehen. Er sprang barfuß durchs taufrische Gras, wusch sich im kalten Bach und schaute erquickt in den fließenden Nebel, der langsam die Hügelschrägen emporquoll.

Dann schritt er an die Feuerstelle, Kaffee zu kochen. Und da er vergebens Papier zum Anfachen suchte — gestern hatte man Vorrat genug in der Hütte gehabt —, zerriß er in eiligem Entschluß seinen behüteten Reiseplan und zündete ihn an. Hell flackerten die Flammen. Sörgel blickte reuelos in die knisternde Glut. Er wußte, daß er seinen Urlaub im Wald verbringen würde.

Die Freunde, am Nachmittag auf einen Sprung zu ihm herauskommend, gestanden unter Lachen und Lärmen, sie hätten das Papier versteckt gehabt, um zu erfahren, was er beginnen würde.

„Begonnen? Nichts! Ich habe aufgehört", sagte er. Sie wußten mit dem Wort nichts anzufangen. Er aber war fröhlich wie nie, der Amtmann mit dem zerstörten Reiseplan.

Anekdoten und Schnurren.

Jahn erteilt eine Lektion.

Die Napoleonische Armee hatte ihren Einzug in Berlin gehalten. Tiefe Niedergeschlagenheit lastete auf der Bevölkerung. Turnvater Jahn wandelte eines Tages nachdenklich die Linden hinunter und umfaßte mit schmerzlichem Blick das Brandenburger Tor, das seines schönsten Schmuckes beraubt war. Nicht weit vom Tor sah er einen Jungen stehen.

„Sage mal, mein Junge", fragte Jahn nach oben schauend, „wo ist denn eigentlich die Viktoria geblieben?"

„Die haben doch die Franzosen heruntergeholt und nach Paris geschafft", erklärte der Junge.

„Und was denkst du dir dabei?", Jahn blickte den Jungen fragend an.

Verwundert antwortete der Junge: „Da denk' ich mir gar nichts bei . . ."

„So?", sagte Jahn empört, da denkst du dir gar nichts bei, sprachs und hieb dem Knaben eine schallende Ohrfeige herunter.

„Nun wirst du dir hoffentlich in Zukunft doch etwas dabei denken", sagte er dann, „und wirst dir klarmachen, daß es unsere heilige Pflicht ist, uns die Viktoria so schnell als möglich zurückzuholen!" Womit er weiterschritt . . .

Der „Hoflieferant" König Georgs.

Vor vielen Jahren, als das Autofahren noch mit häufigen Pannen verbunden war, erlebte auch König Georg auf einer Fahrt mitten auf der Landstraße eine Betriebsstörung seines Wagens. Es war ein furchtbares Wetter und die Wege völlig aufgeweicht. Während sich sein Chauffeur um den Motor bemühte, war der König ausgestiegen und versuchte, durch den fußhohen Schlamm zum Straßenrand hinüberzugelangen. In diesem Augenblick kam ein zweites Auto die Landstraße entlang. Der Fahrer bremste plötzlich, stieg dann ab, war mit zwei Sätzen am Straßenrand und trug im Handumdrehen den König in seinen Wagen, wo er ihm erklärte, er wolle ihn gern mit zur Stadt nehmen. König Georg lächelte, der Mann gefiel ihm und er fragte ihn, ob er sich etwas wünsche?

Der Chauffeur schmunzelte und erwiderte dann launig: „Nur den Titel „Hoflieferant", Majestät!"

Mozart „verunstaltet" ein Schauspiel.

Im Jahre 1782 konnte man in der Leipziger Zeitung folgende öffentliche Erklärung lesen:

„Ein gewisser Mensch, namens Mozart, hat sich erfrecht, mein Schauspiel „Belmont und Konstanze" zu einem Operntext zu verunstalten. Ich protestiere hiermit feierlichst gegen diesen Eingriff in meine Rechte und behalte mir alles Weitere vor.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die „Entführung aus dem Serail" trotz des Protestes von Herrn Bretzner leider doch noch das Schauspiel des guten Leipzigers überdauert hat.

Nit mööööglich!

Grock kam einmal dazu, wie sich zwei Artisten gegenseitig aufzogen.

„Mit deinen großen Ohren", sagte der eine, „kannst du dich sehen lassen! Schade, daß sie nicht noch ein bißchen länger sind — vielleicht könntest du sie dann als Gasmaske verwenden!"

„Noch besser, so große Ohren zu haben, als einen so kurzen Verstand wie du", bemerkte der andere, „wäre er noch um ein Haar breit kürzer, so wärst du wirklich der reine Liliputaner!"

Grock trat hinzu und machte ein ungeheuer erstauntes Gesicht.

„Nit mööööglich", sagte er kopfschüttelnd, wenn ich bedenke . . . deine Ohren Ernesto, und dazu dein Verstand, lieber Max — beides zusammen würde den herrlichsten Esel ergeben. . . ."

Ein neues Tier.

Zwei Filmstare streiten sich. Zwei männliche Stars. Schleudern sich Schimpfworte ins Gesicht, daß in kurzem das ganze zoologische Wörterbuch erschöpft scheint.

Noch einmal holt der eine aus, schnaubend vor Wut sucht er nach dem härtesten Wort, das er finden könnte — aber es gibt keins mehr. Und er röchelt:

„Sie — Sie — Sie Affe Sie!!"

Darauf der andere, letzte Verachtung in Blick und Ton und abschließend sämtliche Anwürfe überbietend:

„Filmpanse!"

Freundlich abgelehnt.

Ein reicher Musikfreund hatte einst den berühmten Geigenkünstler Ernst zu Tisch geladen. Bei der Tafel fragte der Gastgeber, dessen Taktlosigkeiten schon fast sprichwörtlich waren, den Gast: „Nun, haben Sie auch Ihre Violine mitgebracht?"

„Weshalb?", meinte Ernst, indem er sich ruhig zu seinem Gastgeber umwandte, „meine Violine ißt ja nicht. . . ."



Bunte Chronik



Die Erfindung des Old Grog.

Das Getränk des Seemanns ist nicht, wie man vielfach hören kann, von einem englischen Admiral gleichen Namens erfunden worden, sondern von dem Admiral Eduard Vernon. Dieser Seebär führte den Spitznamen Old Grog nach seinem eigenartigen Wettermantel aus Grogram, einem groben Stoff aus Mohair und Seide. In diesem Gewande sah man ihn stets auf dem Achterdeck. Am 22. November 1739, nach einem Siege über die spanische Festung Portobello in den Antillen, gewann er den Mut zu dem Geschwaderbefehl: „Die tägliche Rumration, unverdünnt getrunken, ist schädlich. Ich befehle, daß die tägliche Halfpint (ein Viertelliter) mit einem Quart (1,1 Liter) Wasser zu mischen ist. Zucker und Zitrone kann sich jeder aus seinen Verpflegungsersparnissen dazu kaufen." In drolliger Weise schildert ein Schiffspfarrer von der amerikanischen Fregatte „Constitution" die tägliche Grogausgabe: „Jeden Mittag, kurz nach 8 Glas, ein Trommelwirbel, und alles marschiert nach achtern, zum Grogfaß. Hierum dreht sich die Hälfte aller Gedanken des Tages. Ich stelle mich oft daneben und sehe zu, wie ihnen die Augen rollen und wie sie mit höchster Glückseligkeit ihr Maß herunterschlucken. Querschiffs, am Grogfaß, ist ein Tau gespannt. Sowie jeder aufgerufen wird, tritt er vor und bekommt seine Ration, die sofort getrunken werden muß. Von dort geht es zum Mittagessen. Der wachthabende Offizier führt Aufsicht." Am 1. September 1862 wurde der dienstliche Grog abgeschafft, dafür die Löhnung um vier Cents erhöht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.